

Ansprache

bei der Enthüllung der Gedenktafel für Christoph Probst

am 6. November 1984

Franz Horak

Herr Rektor, Frau Probst, Herr Dr. Probst,
Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren!

Es kostet mich eine gewisse Überwindung, ich bekenne es, heute hier zu sprechen, statt Christoph Probst, seine Tat, sein Schicksal, schweigend zu ehren. Alles Reden ist wohlfeil da, wo einer das Letzte riskiert und dieses Risiko mit dem Leben bezahlt hat. Wir müssen ja alle froh sein, daß niemand uns die Frage stellt – es sei denn, wir selbst stellen sie uns –: Wie hättest du damals gehandelt? Wie hast du damals gehandelt? Wenn man solchen Gedanken nachhängt, fällt es schwer, die Worte zu einer Ansprache zu finden.

Aber waren nicht die Freunde, die sich zusammengefunden hatten, um Widerstand gegen die Nazi-herrschaft zu leisten, aufs stärkste miteinander verbunden durch das menschliche Wort, durch das Gespräch? Aus zahllosen Gesprächen, tagelangen, öfter wohl noch nächtelangen, aus endlosen Diskussionen ist ihre Tat erwachsen. Ohne dieses freundschaftliche Miteinander-Reden, das wohl auch in erbitterten Streit um den rechten Weg münden konnte, wäre ihre Aktion nicht vorstellbar; alle Nachrichten, die wir über die Weiße Rose haben, bezeugen das.

So brauchen wohl auch wir heute uns nicht zu scheuen, über Christoph Probst und seine Kameraden zu reden. Sie würden es, denke ich, als ganz natürlich und menschlich ansehen, als human; das wollten sie ja sein, menschlich, human, in einer Zeit der barbarischen Inhumanität, und sie waren es in einer unsäglich ergreifenden Weise. Man muß die Briefe und Aufzeichnungen der Geschwister Scholl lesen, die eben publiziert worden sind – wir hoffen, daß auch Christoph Probsts Briefe bald zugänglich gemacht werden; wir wissen ja so wenig von ihm – da gibt es keine Phrase, kein Pathos, keine Selbststilisierung; die lauterste und nobelste Menschlichkeit spricht uns an.

Es hat hier an unserer Universität um diese Tafel, die künftig mit wenigen Worten an Christoph

Probst erinnern soll, manche Auseinandersetzung gegeben; es gab auch Widerstand, der sich hinter allen möglichen Bedenken verschanzte; das soll hier gar nicht verschwiegen werden. Es gab verschiedene Auffassungen darüber, welcher Text den Zielen der Weißen Rose, und im besonderen der Haltung Christoph Probsts, am besten gerecht würde. Diese tapferen jungen Menschen hatten ja kein klar umschriebenes, widerspruchsfreies Ziel, geschweige denn ein Programm. Nur eines wußten sie mit völliger Sicherheit – wogegen sie kämpften: Gegen die Barbarei, die Unmenschlichkeit, die Unterdrückung im totalitären Nazistaat. Dies hat, ins Positive gewendet, die Universität mit den drei Worten HUMANITÄT FREIHEIT DEMOKRATIE ausdrücken wollen. Es sollten Worte sein, mit denen sich jeder Österreicherische Demokrat heute identifizieren kann. Vielleicht hätte man schärfere Worte wählen sollen, das wäre vielleicht nicht unangebracht gewesen in einem Land, in dem ein ehemaliger Angehöriger einer verbrecherischen Naziorganisation, die im Kriege zahllose Greuelthaten begangen hat, unangefochten Bürgermeister einer bedeutenden Fremdenverkehrsgemeinde sein und bleiben kann; in einem Staat, in dem um ein Haar ein Mann mit ähnlicher Vergangenheit Dritter Präsident des Nationalrates geworden wäre.

Die Gedenktafel für Christoph Probst hat nun, nach langem Hin und Her, ihren Platz an diesem Denkmal gefunden, das dem Gedächtnis der Gefallenen der Universität in den beiden Weltkriegen gewidmet ist. Ich wüßte keinen Ort, an dem die Tafel sinnvoller angebracht werden könnte – wenn man nicht in diesem Denkmal, verfangen in gedankenloser Konvention, die Glorifizierung eines Wahnes sehen will, der sich das Grauen dieser beiden Kriege erträglich macht, indem er die menschenverachtende Hinopferung von Millionen als Heldentod verklärt. Wer dagegen in diesem Stein ein Mahnmal sieht, das daran erinnern soll, welchen entsetzlichen Preis der verblendete Machtwahn bedenkenloser Politiker gefordert hat, der wird die kleine Tafel hier, provozierend scharf eingeschnitten in die Kante, als genau das empfinden, was sie sein soll: als eine schmerzende Aufforderung zum Nachdenken, nicht bloß zu einem unverbindlichen Gedenken, wie man es nennen mag, wenn man unbequemen Gedanken aus dem Wege gehen will.

Es ist eingewandt worden, es sei unangebracht, an einem Denkmal der Namenlosen einen mit Namen hervorzuheben. Was für eine unsinnige Argumentation, die nicht wahrhaben will, daß in dem Sterben der vielen, denen dieses Denkmal errichtet worden ist, beim besten Willen nichts Beispielhaftes liegt! Ob sie nun geglaubt haben, für eine gute Sache zu kämpfen oder nicht, ob sie persönlich tapfer waren oder nicht – sie sind nicht für eine gute Sache gestorben, sie sind mißbraucht worden, nichts anderes. Christoph Probst aber, dessen Name nun hier stehen wird, hat mit seinen Freunden von der Weißen Rose dem Verderben Widerstand geleistet. Er hat, erschüttert durch das, was rund um ihn vorging, gehandelt, weil er es nicht ertrug, dem Unheil seinen Lauf zu lassen. Er hat mit schonungslo-

ser Klarsicht gesehen, was die meisten nicht sahen oder nicht sehen wollten; und er war nicht imstande, tatenlos damit zu leben. So begannen er und seine Kameraden ihren Kampf – den schrecklich ungleichen Kampf einer Handvoll von Studenten mit einem Philosophieprofessor; ihre einzige Waffe war das Wort, das Wort auf Flugblättern, mit einem alten Vervielfältigungsapparat hergestellt, mit Farbe auf Hauswände geschrieben, aufrüttelndes, beschwörendes Wort an die Mitbürger, die Volksgenossen, wie es in der Sprache von damals hieß. Einen Vervielfältigungsapparat – diese armselige Waffe setzten sie ein gegen den monströsen, übermächtigen Apparat eines totalitären Systems, das seit Jahren jedes freie Wort mit Terror unterdrückte! Ein paar tausend Flugblätter gegen die ausgepichteste Propaganda, die auf das Volk einhämmerte Tag für Tag, Jahr für Jahr, in Tausenden von Zeitungen einer gleich-geschalteten Presse, aus Hunderttausenden von Radioapparaten des Großdeutschen Rundfunks! Das Wort von ein paar Studenten gegen die dämonische Beredsamkeit eines Hitler, der man sich nur entziehen konnte, wenn man den Verbrecher aus ganzer Seele haßte, gegen die raffinierte, pathetisch verlogene Rhetorik eines Goebbels! Ein paar Worte da und dort an einer Wand, gegen die Plakate, die überall hingen, allüberall! Welch ein Kampf mit Welch ungleichen Waffen! Christoph Probst und seine Freunde hielten den Krieg für verloren, schon damals, als das Großdeutsche Reich noch von Norwegen bis Afrika, von Frankreich bis Griechenland und zum Balkan seine Macht erstreckte, und nun versuchten sie, diese Erkenntnis einem von Kriegs- und Haßpropaganda und von militärischen Erfolgen narkotisierten und zugleich von Furcht eingeschüchternen Volk einzuhämmern, versuchten, dieses Volk zum Widerstand aufzuwecken.

Sie hatten keine Chance.

Sie wußten zwar, daß nur die militärische Niederlage das Naziregime hinwegfegen konnte, sie hofften auf diese Niederlage, aber sie glaubten sie viel zu nahe. Stalingrad war gefallen, das war die Wende, da hatten sie recht, aber es war noch lange nicht das Ende. Und an einen Aufstand im Inneren Deutschlands, das ist heute gewiß, war damals nicht zu denken. Auch wenn der Gestapo die Ergreifung der Geschwister Scholl am 18. Februar 1943 nicht gelungen wäre, wenn sich die Bewegung auf andere Städte hätte ausdehnen können – mit der Ausbreitung wäre auch die Gefahr der Entdeckung gewachsen. Es hätte ganz anderer Mittel bedurft, um dem irreführten deutschen Volk die Augen zu öffnen: der Bilder und Filme, die die Alliierten nach Kriegsende zeigten, der entsetzlichen Bilder mit den Haufen ausgemergelter Menschenkadaver aus den Konzentrationslagern, den anklagenden Blicken der zum Skelett abgemagerten Überlebenden – vielleicht hätte der Schock dieses Anblicks, zusammen mit dem Eindruck militärischer Niederlagen, das bewirkt, was die flammendsten Worte nicht bewirken konnten. Welch ein Irrtum war es, was in dem von Professor Huber konzipierten letzten Flugblatt zu lesen stand, daß das furchtbare Blutbad von Stalingrad „auch den dümmsten Deutschen die Augen

geöffnet habe“! Wie haben sie da die Intelligenz der Massen überschätzt! Und wie täuschten sie sich über deren Mentalität, wenn sie von Schuld und Mitschuld des ganzen Volkes schrieben – schuldig sein wollte doch niemand, die nicht, die keinen unmittelbaren Anteil an den Verbrechen hatten, und die erst recht nicht, die darein verstrickt waren! Wir wissen heute aus jahrzehntelanger dornenvoller Erfahrung, wie schwer es ist, eine Schuld zu verarbeiten, ja auch nur darüber zu trauern. Damals konnte dieses den Menschen ins Gesicht geschleuderte „Ihr alle seid schuldig!“ nur Verhärtung und Ablehnung hervor- rufen.

Sie hatten keine Chance. So blieb ihre tapfere Aktion zuletzt doch nur das, was sie nicht hätte bleiben sollen, was ihnen zu wenig gewesen wäre, um den Einsatz von Leben, Ehre, Freiheit, Sicherheit der Familie zu wagen: sie blieb Zeugnis, Zeugnis dafür, daß es noch Menschen mit ungetrübten Verstand gab, denen das Gewissen über alles ging, die ihr Volk und Vaterland liebten und gerade deshalb selbst den Vorwurf nicht scheuten, sie seien ihm in der schwersten Stunde in den Rücken gefallen. Ihr Zeugnis konnte nichts retten; kein Gott hat, um zehn Gerechter willen, dieses braune Sodom verschont, zu dem Deutschland damals verkommen war. So ist die Weiße Rose gescheitert wie der 20. Juli 1944, und es ist ein karger Trost, daß die totale Katastrophe, in die das tausendjährige Reich nun taumelte, der Preis dafür war, daß nach dem Zusammenbruch keine neue Dolchstoßlegende entstehen konnte. Darin wenigstens hat sich die Geschichte nicht wiederholt.

Gescheitert sind sie – ja, aber was sie getan haben, war dennoch nicht umsonst. Es fällt schwer, es auszusprechen, – aber ich könnte nicht wünschen, daß Christoph Probst und seine Mitkämpfer, besonnen, klug abwägend und vorsichtig, ihre Tat nicht gewagt hätten, so sehr ich wünschte, daß sie dem Blutrichter in der roten Robe entgangen wären und der 65jährige Christoph Probst heute am Leben wäre. Als er in den vier Tagen zwischen seiner Verhaftung und seinem Tode ganz auf sich allein gestellt war, ohne die Gefährten, ausgenommen die Stunden vor dem Volksgerichtshof und die letzten Minuten vor der Hinrichtung, als er mit der Taufe einen Weg beendete, den er schon lange gegangen war, da hat er gewiß nichts ungeschehen machen wollen, obwohl er Frau und Kinder zurücklassen mußte, ohne sie noch einmal zu sehen. Ihretwegen hatte er das Gericht – dieses unmenschliche Zerrbild eines Gerichts – um sein Leben gebeten, menschlich bis zuletzt, ohne jede heldische Pose. In die sollten auch wir ihn nicht nachträglich versetzen, und so ist es gut, daß er hier bei uns in Innsbruck, wo er ein Semester lang Student war, nicht ein Denkmal hat, sondern nur eine einfache Tafel, eingefügt in eine Ausnehmung in diesem massigen Steinblock, wie es dem ziemt, der unter den Vielen eine große Ausnahme war.